

Zeitschrift: Menschenrecht : Blätter zur Aufklärung gegen Ächtung und Vorurteil
Band: 9 (1941)
Heft: 10

Artikel: Die Konsultation
Autor: Dubois, Gaston
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-563588>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Orient), — während ja die Glücksmöglichkeiten dieser Menschen hinter denen der Normalen in keiner Weise zurückstehen; gerade auch die erotischen nicht, — da doch nicht die Intensität des Gefühls, sondern lediglich sein Gegenstand hier ein anderer ist. Gefährlich aber erscheint mir diese Auffassung deshalb, weil ein grundsätzliches Sichselbstbedauern die kraftvolle Behauptung und Entfaltung der Persönlichkeit durchaus hemmen muß. Dem kopfhängerischen Menschen wird nie die Brust breit, werden nie die Muskeln stählern wachsen: das gilt fürs Psychische wie fürs Physische. Wer andauernd empfindet „nein, wie bin ich beweinenswert“, der gewinnt nie die Wucht, sein Schicksal zu bezwingen. Gerade heute haben die Homosexuellen alle Veranlassung, sich stark zu machen, — um den unseligen und unsinnigen Druck, der auf ihnen lastet, zu brechen. Gerade heute ist es deshalb ein Gebot kollektiver Selbsterziehung, alle sentimental Resignationsstimmungen einzelner im Keime zu ersticken. Ein Kranker, der sich ständig bemitleidet, wird davon nicht gesund; um wieviel weniger jemand, dessen „Krankheit“ gar nicht in ihm selbst, sondern in den Verhältnissen, unter denen er lebt, ihren Ursprung hat. Die oberste Aufgabe der Homosexuellen lautet heute und morgen: **Z u k ä m p f e n !**

Zum Kampfe aber gehört Mut, nicht Verzweiflung. Zum Kampfe, wenn er den Sieg herbeiführen soll, gehört der Mut, der aus dem Schaffen des großen toten Benedict Friedlaender aufzickt; gehört der Mut eines Magnus Hirschfeld. Ein solcher Mut wird mitnichten an eine unwürdige Sache verschwendet; denn daß die Homosexuellen Psychopathen und Kümmerlinge seien, daß nicht allein das Gesetz von heute, sondern auch die ewige Natur sie stiefmütterlich behandelt habe —: dies und der gleichen sind törichte Redensarten, unbewiesene Gemeinplätze, deren Inhalt durch ständige Wiederholung nicht richtiger wird. Geschichte, Psychologie und Erlebnis zeigen, daß mächtigste Vitalität, größtes Glück, herrlichste Leistungen verbunden sein können mit homoerotischem Fühlen.

(Fortsetzung folgt)

Die Konsultation

Von Gaston Dubois

Mein alter Schulfreund, der junge Apotheker, ist noch heute rührend um mich besorgt. Er weiß „Bescheid“ — und ist trotzdem ein guter Kamerad geblieben. Seine reizende Frau sähe mich am liebsten täglich als Gast und foppt ihren Mann immer damit, daß er wohl auch nicht ganz unberührt von der „verbotenen Liebe“ geblieben sei, was ihn natürlich jedesmal verpflichtet, seine unberührte Männlichkeit unter Beweis zu stellen. So bin ich immer wieder und ungewollt der Erneuerer ehelichen Glückes . . . ! So komisch ist das Leben! —

Noch lustiger aber sind die Bemühungen meines Schulfreundes, mich um jeden Preis „bekehren“ zu wollen. „... Mensch, Du mußt unter die Haube! Du weißt ja gar nicht, wie schön das ist! Zu einem Abenteuer mag ja so ein Kerl mal ganz nett sein, aber für die Liebe, da gibt es doch nur das Eine: die Frau!“ Wären alle Ehen wie die seine, ich müßte ihm beinahe Recht geben, aber eben nur beinahe! Mache ich auch nur den geringsten Versuch, ihm unsere Neigung begreiflich zu machen, so fährt er wie All-Vater Zeus als heiliger Donnerer dazwischen: „... Erzähl' mir nicht immer Bände von einer Veranlagung, die nicht zu ändern ist! Brüste Dich nicht mit einem Schicksal, das doch nur in der Einbildung besteht! Du gefällst doch den Frauen — also, warum probierst Du nicht einmal Dein Glück?!!“ So kindlich einfach sieht er die Dinge! Was soll man da machen? — —

Ich werde unbedingt etwas machen müssen, denn kürzlich hat er sich das Tollste geleistet: er hat einen jungen Arzt, der frischgebacken von der Universität kommt, auf mich gehetzt! Saß da vor ein paar Tagen irgendwo mit ein paar Kollegen zusammen — lernt einen Mediziner mit neuer Praxis kennen — und hat ihm bereits vorgestern das Versprechen abgenommen, mich auf alle Fälle „am Weibe genesen zu lassen“! Unglaublich, so etwas! Der Arzt, ein richtiger Heißsporn, der sich rasch Lorbeeren verdienen will, ruft mich aus heiterem Himmel gestern an: ich möge entschuldigen — ein lieber Freund von mir habe ihm angedeutet — natürlich Vertrauenssache — und er würde sich freuen, wenn ich einmal zu ihm käme — ganz unverbindlich natürlich! Zuerst mußte ich mich setzen — ich telephoniere sonst prinzipiell nur stehend, weil jedes Telephongespräch etwas von einem Zweikampf in sich hat! — dann verschlug es mir gleich die Rede, erstens ob der Unverfrorenheit meines Schulfreundes, zweitens wegen der Unbekümmertheit des Mediziners und drittens wußte ich wirklich nicht, was ich sagen sollte. Ich begann meine Abwehr mit einem unverbindlichen „Ja“ in einer schwebenden Tonlage und wollte weiterfahren, aber ich kam zu keiner Fortsetzung des Satzes, geschweige denn zu einer eigenen Meinungsäußerung, denn der Arzt fuhr sofort weiter, daß es am besten wäre, wenn ich gegen Schluß der Sprechstunde an einem Nachmittag käme, vielleicht morgen, dann sei man nachher ganz ungestört...! — Nach einem kurzen Gruß, in dem schon die ganze Ueberredungskunst steckte, die morgen auf mich armen Entgleisten herabprasseln würde, knackte der Hörer in die Gabel — und ich saß da, sicher nicht mit der Intelligenz im Gesicht, die mir sonst auch meine Feinde zugestehen müssen! — So eine Frechheit von diesen Beiden! Ich habe ja nicht das geringste Bedürfnis, mich einer „Behandlung“ zu unterziehen! Ich will ja gar nicht geheilt sein! Seit wann taxiert man einen Menschen „krank“, wenn er sich gesund fühlt wie ein Fisch! So eine unglaubliche Frechheit!! Ich denke nicht daran, hinzugehen! — —

Ich bin heute doch hingegangen....! — Der Apotheker soll mir keine Feigheit vorwerfen — übrigens werde ich es ihm noch heimzahlen, diesem — diesem — vorläufig fehlt mir das richtige Wort für diesen gutmütigen Idioten! —

Nun saß ich ihm also gegenüber, ihm, der es sich geschworen hatte, mich „bald und gründlich heilen“ zu können. Nicht übel, konstatierte

ich nach dem Inventar seiner Erscheinung. Sportliche Figur, noch etwas zu unausgeglichene Bewegungen, betonte Ueberlegenheit, hinter der man noch einige Verlegenheit spürte, ein frisches Gesicht mit einem störenden Schmiß, lebhafte Augen — ich war mir klar: der Mann vor mir ging geradewegs auf sein Ziel los. — Mir wurde in der kleinen Pause der gegenseitigen blitzhaften Kontrolle, wie wir sie jedem fremden Menschen gegenüber in der ersten Minute ausüben, doch etwas unbehaglich zu muten. Wenn ich bloß diesen selbstsicheren Augen, die jetzt fast lustig an mir kleben blieben, standhalten konnte! Und schon begann er draufgängerisch heiter:

„Ich glaube, wir können uns Beide das veraltete Spiel der Katze um den heißen Brei ersparen und sofort auf die wesentliche Frage kommen.“ —

„Natürlich.“ —

Im tiefen Sessel spreizte er seine Hände gegeneinander, drückte sie abwechselnd zu Klauen und Fäusten und öffnete sie wieder zur verbindlichsten Einladung, ihm beizupflichten.

„Ihr Schulfreund ist ein ausgezeichneter Gesellschafter und amüsanter Erzähler.“

„Ja — nur manchmal etwas zu — mitteilsam!“

„Ach so — das dürfen Sie ihm nicht übelnehmen! Das Problem wurde aufgeworfen auf Grund einer Zeitungsnotiz — Sie kennen ja die kurzen Polizei-Wochenberichte — er hat mir ihren Namen nur unter vier Augen genannt und — im Bestreben, Ihnen zu helfen.“

„Ich wüßte nicht, worin mir geholfen werden müßte!“

„Sie finden den Weg nicht zur Frau.“

„Ich habe ihn nie gesucht.“

„Das glaube ich Ihnen nicht!“

„Dann hätte wohl jede weitere Aussprache keinen Zweck!“

Das überlegene Spiel der Hände wurde abgebrochen. Um so mehr nahmen mich jetzt die Augen in die Zange.

„Sie haben noch nie eine Frau angerührt?“

„Nein — ich bin kein ‚Enttäuschter am Weibe!‘“

„Auch nicht in den Träumen?“

„Nein — nie.“

Er lehnte sich zurück. Hinter den Brillengläsern glimmte ein leichter Aerger, den ersten Waffengang verloren zu haben. Ich ließ meine Augen nicht von ihm, aber ich wurde ruhiger.

„Entschuldigen Sie den Wissenschaftler — es ist keine plumpen Neugierde — aber ich müßte auch anatomisch im Klaren sein, um Ihnen Richtung-Gebendes sagen zu können . . .“

Sollte ich mich weigern? — Warum auch? — Der Kampf reizte mich; wenn ich im geringsten auswich, blieb er unentschieden. Bald stand ich da, wie der Schöpfer uns nach seinem Bilde schuf, noch braungebrannt von der Augustsonne, bis auf den dummen weißen Fleck von der Badehose. „Für diesen ‚Kulturstreifen‘ bin ich nicht verantwortlich“ brummte ich, etwas verlegen. Er schmunzelte: „Ich auch nicht.“ — Dann verließ die Untersuchung kurz und schmerzlos. Die Brillengläser funkelten erstaunt: „Merkwürdig — nicht das Geringste, was darauf

hindeuten könnte...“ Ich konstatierte sachlich: „Um so besser...“ und zog mich wieder an.

„Nein — eben nicht!“ warf er vehement dazwischen. „Es fehlt damit auch jeder äußere Grund, sich der Wirkung der Frau zu entziehen!“

„Wenn die Frau nun aber nicht wirkt?“

„Dann ist es eben nicht anders möglich, als — Sie verbauen sich diese Wirkung selbst — willkürlich.“

Er stand jetzt an seinem neuen, noch von keiner Lebenserfahrung beschädigten Schreibtisch, und griff nach einer kleinen Mappe. Die Hosen, die ich gerade angezogen hatte, gaben mir wieder mehr Sicherheit, ja, ich begann beinahe zu dozieren:

„Welche Gründe sollten mich dazu bewegen, einem Leben auszuweichen, das in jeder Beziehung viel einfacher für mich wäre, das der Gesellschaft gegenüber keine tägliche Lüge von mir fordert, das mich keiner Gefahr aussetzt, als Deklassierter zu gelten, vielleicht von heute auf morgen auf die Straße gestellt zu werden?“

Er blätterte in seiner Mappe hin und her, warf mir einen kurzen, forschenden Blick zu und zuckte mit den Achseln:

„Ich weiß es noch nicht — vielleicht Kindheitserlebnisse, vielleicht falsche Erziehung...“

„Werden wir nicht auf der ganzen Welt von Jugend an auf die ‚Wirkung der Frau‘ hin erzogen? Ist ihr Besitz, ja selbst die Werbung um sie, nicht das A und O der ganzen Zivilisation? Was hält uns trotzdem davon ab, so zu leben wie die Millionen Andern?“

„Vielleicht ist es doch ganz einfach der Mangel an Mut, um den Besitz einer Frau zu kämpfen...“ Er blieb mit seinen Augen immer an seine Mappe gefesselt; wahrscheinlich lag dort der Schlußstein, der meine Argumente zerschmettern würde wie ein Kartenhaus...“

„Weshalb soll ich um einen Besitz kämpfen, der nicht zum besitzen lockt?“

„Sie müssen bereits verkleinern, um sich rechtfertigen zu können!“

„Nicht im Geringsten — es gibt herrliche Frauen...!“

„Na also...!“

„.... aber sie sprechen nicht zu meinem Blut!“

„Sie reden wie der Blinde von der Farbe! Wagen Sie es erst einmal, in der blutwarmen Nähe einer Frau zu leben...“

„Das haben Tausende von uns getan —“

„Und — ?“

„— ihre Neigung hat sich nicht geändert.“

„Das halte ich für dekadente Märchenerzählungen!“

„Ich kenne Beweise!“

„Ausnahmen, die höchstens die Regel bestätigen!“

Wie Pfeffer hatte er mir seine Worte ins Gesicht geworfen! Du wirst schon noch Deine Waffen strecken müssen, klang dahinter! Seine Augen brannten hypnotisch in meinen und zogen mich zum Schreibtisch neben ihn. Mit einer elementaren Gebärde wies er auf die verstreuten Blätter: „Kann man denn mit gesunden Sinnen davor gefühllos bleiben?“

Vor uns lagen Photos nackter Frauen, schöner Frauen, gewiß, aber eben — von Frauen! Er hatte mich am Arm gepackt und schien lodernde Flamme: „Herrgott noch einmal — sehen Sie sich doch diese Formen

an — diese Rosenhügel — diese herrlichste Lagerstatt der Welt ! Das muß man doch einfach umarmen . . .“

Ich sah ihn an — und lachte, lachte, bis mir die Tränen aus den Augen kollerten. Ich konnte nicht anders als unbändig lachen wie ein dummer Junge, der im Halbdunkel ein drohendes Gespenst als einen alten Mantel aus Großvaters Zeiten entlarvt . . . ! Ich fiel respektlos in den tiefen Konsultationssessel, der mir eben noch wie ein Thron unantastbarer Gelehrsamkeit erschienen war . . . ! „Ist das Ihre ganze — „Heilmethode?“, konnte ich mir nicht verkneifen, den völlig Verdutzten zu fragen. Brüsk wandte er sich ab:

„Ja — wenn Sie selbst sich nicht die geringste Mühe geben . . . !“ Damit flogen sämtliche Evas und Venuspriesterinnen etwas unsanft in die Schublade — für erfolgreichere Konsultationen . . . und zum Schlußpunkt der gegenwärtigen. —

Ich erhob mich von dem entheiligten Thron übereifriger Wissenschaft und rüstete mich zum unvermeidlichen Abgang. Der Ausdruck in den Gesichtern mußte die Besitzer vertauscht haben, denn die Brillengläser blitzten nicht mehr angriffslustig — und mir war spitzbübisch wohl zumute. Aber wie von alters her der blutrünstige Sieger in der Arena des Gnadenstoßes nicht entraten wollte, um sich seines Opfers ganz zu versichern, so konnte auch ich mir zum Abschied eine kleine, wohlgeformte Stichelei nicht versagen. Ich suchte meine harmlosesten Töne, um der Wirkung sicher zu sein:

„Lieber Herr Doktor — wenn Sie Ihren Ruf als Arzt nicht gefährden wollen, dann lassen Sie die schönen Unbekleideten dort schlafen, wo sie sich augenblicklich sicher nicht erkälten werden! Behelligen Sie bitte keinen meiner Nachfolger damit — Sie werden bestimmt die selben Heilerfolge erzielen wie mit mir! Was zwei Menschen zueinander treibt, röhrt an andere Geheimnisse des Blutes — als nur an die prädestinierte Funktion von Organen; — übrigens will ich versuchen, es auch unserem Apotheker begreiflich zu machen.“ Damit fiel die Türe ungemein wirkungsvoll hinter mir ins Schloß. —

Die Herbstsonne lachte auf allen Straßen und die Menschen trugen fröhliche Gesichter wie schon lange nicht mehr. Wenn ich mich beeilte, kam ich noch zum Nachtessen bei meinem Schulfreund zurecht. Aber ich mußte vorher unbedingt in einer Spielwarenhandlung noch etwas einkaufen . . .

Der Apotheker strahlte, als ich ihm erzählte, ich käme soeben von dem jungen Mediziner. Ich bot ihm eine Zigarette an und begann umständlich zu erzählen. Aber ich kam nicht weit. Vor seinem neugierig gespanntem Gesicht plötzlich ein Feuerregen los und tauchte sein Pausbacken-Engelsgesicht in einen schwarzen Aschenregen . . . „Ein kleines Geschenk für Deine Missionstätigkeit, die damit hoffentlich ihr Ende gefunden hat“, erwiderte ich auf seine sündhaften Flüche. Nach einem heilsamen Kopfbad machten wir durch die monderhelle Altstadt eine Sauserfahrt zur Versöhnung. Böse Zungen werden morgen behaupten, daß wir davon völlig „blau“ zurückgekommen seien . . . —

Also geschehen anno domini neunzehnhunderteinundvierzig in einer Schweizerstadt. —